

Mathias Greffrath

## Der Mensch als Bauer und Nomade

### Über den Zusammenhang von Sesshaftigkeit und Seelenleben

Früher, als das Leben und Sterben der allermeisten Menschen sich im Umkreis von 20 bis 30 Kilometern vom Ort ihrer Geburt abspielte, war die Welt um uns herum voller Merkzeichen. Vor der Zwangsmobilmachung von Menschen und der Vertausendfachung von Dingen durch die moderne Wirtschaft war die Wohnung gleichzeitig Familienchronik und -museum: Auf diesem Tisch habe ich Schreiben gelernt, auf jenem Schrank standen Großmutterns Kekse, die Schüssel dort bekam ihren Sprung, als es schlimm um die Ehe stand, und die scheußliche Stickerie stammt aus dem letzten Kroatien-Urlaub. Gegenstände, die uns erinnern, werfen wir nur schwer weg; sie lassen uns an etwas denken – aus dieser menschlichen Eigenart wurde in der Neuzeit eine ganze Industrie: die »An-Denken«-Industrie. Gegenstände sind die Landmarken unserer Biografie.

Und dasselbe galt, bis vor kurzem, für die Welt, in der wir leben: das Dorf, die Stadt. Von diesem Baum bin ich gefallen, in dieser Einfahrt habe ich das erste Mal geküsst, in dieser Tiefgarage war ich tief unglücklich, hinter jenem Tor habe ich drei Jahre sinnvoll gearbeitet, in der Kirche dort ist meine Tochter getauft worden, im Videoladen war früher der Supermarkt, wo wir als Studenten geklaut haben, und an der Theke hat mir jemand ein Projekt vorgeschlagen, das mich bis heute verfolgt. Einmal mit dem Rad durch die Stadt gefahren, und mir wird mein ganzes Leben gegenwärtig.

Aber immer häufiger wechseln wir die Städte wie die Möbel, verbrauchen die Möbel wie die Hemden, und die Hemden wie die Seife. Alternativen sind nicht in Sicht – und auch nicht erwünscht; IKEA und H&M und Speditionen leben vom Zwang zur Mo-

bilität, aber was stabilisiert in der Wachstumswelt unsere Seelen, was versichert uns der Kontinuität unserer Identität, wenn der Halt der Dinge sich verflüssigt? Oder brauchen wir das gar nicht mehr? Es ist kein Wunder, dass wir immer wieder in solche Gedanken verfallen, entsprechende Gefühle sind immer konservativ und hinterher. Die Gefühle, die uns mit den Anderen verbinden, die Gefühle, die uns mit den Gegenständen verbinden, und die Gefühle, die uns mit uns selbst und mit unserer eigenen Geschichte, unserem Leib, unserem Leben verbinden.

Diese Gefühle – des Stolzes, der Eigentumsfreude – sie waren lebenserhaltend im langen Gang der menschlichen Geschichte, in dem wir, die Menschentiere, eine feindliche, bestenfalls gleichgültige Welt, voller Unsicherheiten, voller Unbekanntem und Bedrohlichem, in eine bekömmliche Umwelt, in »zweite Natur« verwandelt haben. Der Mensch ist das Tier, das Werkzeuge herstellt, das »toolmaking animal«, wie Benjamin Franklin es genannt hat. Auch Krähen, Elefanten, Primaten benutzen Werkzeuge wie Steine oder Äste, um Hebelwirkungen zu erzielen oder Feinde in die Flucht zu schlagen, aber nur Menschen behalten die Werkzeuge bei sich, weil sie sie nicht finden, sondern herstellen. Und was für Werkzeuge gilt, das gilt für alle anderen Dinge: als hergestellte verweisen sie auf soziale Verhältnisse, haben sie eine Bedeutung, sind sie geronnener Sinn.

Nun haben 100 Jahre Beschleunigung und Mobilität, Konzentration der Kapitalien und globale Ausweitung der Produktion einen Bruch in unserem Bewusstsein erzeugt: Seelisch stecken wir immer noch in der Welt der Landwirte und Handwerker. Schenken unseren Kindern Bauern-

## Der Außenhalt der Dinge

höfe aus Holz, lassen uns vom Do-it-yourself-Look der T-Shirts aus bengalischer Kinderproduktion reinlegen, kaufen auf sogenannten Bauernmärkten Biotomaten aus fernen Ländern, richten uns mit geschroteten Antiquitäten aus Import-Containern ein, oder, wenn wir gehobener Geschmacks-Mittelstand sind, mit soliden Buchentischen, überteuerten Schmiedeeisenpfannen oder hirschlederernen Jacken aus dem Laden, in dem es »die guten Dinge« noch gibt. Aber leben – tun wir schon längst in der Welt aus Chips und China-Importen. Wir suchen das Authentische, das Alte, das Angestammte, und wissen doch: diese Suche ist Betrug und Selbstbetrug.

Für zwei Gegenstände werden Archäologen der Zukunft sich in ein paar tausend Jahren beim Ausgraben unserer Metropolen interessieren: zunächst für die kleinen innerstädtischen Rucksäcke, vom schlichten Segeltuch bis zum Modell von Prada. Sie werden von einer Zeit erzählen, in der nur Menschen überlebten, die alle Tradition hinter sich ließen, sofern sie nicht in einen Rucksack passte, Menschen, die sich leicht machten, und die Hände frei haben mussten: zum Beschleunigen, zum Aufreißen der U-Bahn-Türen, zum Schnäppchenjagen. Vielleicht hin und wieder zum Umarmen. Der Rucksackträger, der neue Nomade, das ist der Mensch, der das wenige, das er noch besitzt, im Guerillakampf des Alltags auf dem Rücken trägt, mobil zwischen Single-Bett und allerlei Netzwerk, flexibel, weil er nicht weiß, ob der Betrieb noch offen hat, wenn er morgens in die U-Bahn, ob die Wohnung noch bezahlbar ist, wenn er abends aus der U-Bahn steigt. Und deshalb ist das zweite Werkzeug, aus dem die Ausgräber in einigen Jahrtausenden unser Leben rekonstruieren, das Handy. Es passt zu Wohnungen, die zu klein zum geselligen Treffen sind, zu den Organisationsproblemen des Patchwork-Familienlebens und zu flexiblen Arbeitszeiten.

Die Psychologie des virtuellen Zeitalters steckt noch in den Kinderschuhen, aber irgendwie fühlen wir, auch wenn es schwer zu »beweisen« ist: Wir sind formbarer und verletzbarer, wenn uns nicht nur stabile soziale Verhältnisse, sondern auch der Außenhalt der dauerhaften Dinge fehlt; wir sind stärker als ohnehin dem Vergessen und der Verdrängung ausgeliefert, wenn kein Ding uns mehr an das erinnert, was uns peinlich, schmerzhaft, unangenehm ist? Wenn nur noch wir selbst unser Archiv ordnen?

Befunde wie diesen zu formulieren, bringt einem für gewöhnlich den Vorwurf des Kulturkonservatismus ein. Aber vielleicht sollten wir aufhören, uns davon einschüchtern zu lassen und uns stattdessen auf die Reste unseres »Bauern-Charakters« stützen, und sei es, auf seine Sturheit. Uns nicht durch die Konservatismus-Keule von der Erkenntnis abbringen lassen, dass die meisten Menschen an Orten und in Gewohnheiten leben wollen. Dass sie ihre Kinder in Schulen schicken wollen, die zu Fuß zu erreichen sind, dass sie die Theke an der Ecke vermissen, an der sie jeden Abend den Arbeitstag abschütteln konnten; dass sie eigentlich nicht alle paar Jahre neue Möbel kaufen möchten.

Das alles mag ja so sein, aber die Beschleunigung, die Rationalisierung, die Kommerzialisierung allen Lebens – sie scheinen so unbeeinflussbar wie eine Dampfwalze ohne Lenker; können wir also etwas anderes als eine Verlustgeschichte erzählen?

Ja, wir könnten es, aber nur, wenn wir die Verluste richtig ernst nähmen. Wenn wir die Veränderungen als Enteignungen begreifen, wenn wir uns erinnern würden. Wenn wir unter den Fundamenten der Shopping Malls die vernichteten Existenzen der kleinen Produzenten sehen – und unsere Wut ausgraben könnten. Wenn wir in der Perfektion der Automaten und der Software die Vorarbeit von Generationen

## Die Enteignung der Welt

und Nationen erkennen, die von den Kapitalmagnaten angeeignet wird, ohne Entlohnung. Vor allem aber: wenn wir die Tugenden der Bauern und Nomaden nicht nur nostalgisch beschwärmen, sondern in die heutige Zeit holen würden.

Die Tugend der Bauern: das ist der Wille zur Vorsorge und die Fähigkeit, in langen Fristen zu denken, Dinge zu tun, deren Resultat erst in Jahrzehnten, vielleicht Jahrhunderten sichtbar und wirksam werden. Eine Hecke zu pflanzen, die in zehn Jahren den Flugsand verhindert, einen Wald so bewirtschaften, dass er in 100 Jahren noch steht. Zu wissen, dass unser Leben von Etwas abhängt, das lange vor uns angefangen hat, und das mit uns aufhören könnte, wenn wir es nicht vorausschauend bewirtschaften.

Und die Moral der Nomaden? Sie wird bestimmt vom Bewusstsein, dass die Jagdgründe, die Wälder, die Pflanzen, die Weiden allen gehören, globale Allmende sind, von der man andere nur durch Gewalt ausschließen kann. Dass man die Gemeingüter – die Weiden, die Wasserstellen, die Meere so nutzen muss, dass für alle und für alle Zukunft etwas übrig bleibt. Und weiter: dass es tödlich sein kann, mehr mit

sich herumzuschleppen, als man braucht. Dass es eine Verabredung unter den Wandernden gibt, der zufolge das eigene Leben sicherer ist, wenn man den anderen zu Hilfe kommt.

Heute wirklich konservativ sein, das hieße gerade nicht, den Bildern einer Vergangenheit nachzujagen, sich mit kurzen Ausflügen in vorindustrielle Regionen oder Verhaltensweisen zu begnügen, mit Grillen oder Angeln; oder in Computerjagden und verpuffenden Aggressionen die alten Gefühle nur noch virtuell zu befriedigen. Es heißt auch mehr, als sich mit Stadtgärten oder sozialen Netzwerken künstliche Dorfwelten zu schaffen, in denen sich leben lässt, aber die doch nur Nischen sein können in einer immer weiter durchrationalisierten Welt. Konservativ wäre, wer sich, mit den Nomaden und Kleinbauern aller Zeiten und Kontinente, mit Immanuel Kant und allen guten Geistern daran machte, den Allgemeinbesitz aller Menschen an der Erde durchzusetzen, und unsere Produktionen, und unsere Bedürfnisse so zu revolutionieren, dass auch in 10.000 Jahren noch angebaut und gewandert werden kann. In einem solchen Impuls berührten sich Konservatismus und Utopie.



**Mathias Greffrath**

ist Soziologe und Autor. Er arbeitet u.a. für Rundfunkanstalten, die ZEIT, die Süddeutsche Zeitung und die taz.

[greffrath@aol.com](mailto:greffrath@aol.com)

*Hans-Martin Lohmann*

## Prophet ohne Botschaft

### Zur Aktualität Max Webers

Noch immer, so scheint es, bildet sein Urteil einen verlässlichen Orientierungsrahmen. Es war Eric Voegelin, der Max Weber zu den »vier Großen« der geistesbürger-

lichen Moderne zwischen 1850 und 1914 zählte. Neben Karl Marx, Friedrich Nietzsche und Sigmund Freud figuriert Weber in diesem intellektuellen Tableau als eine